

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 105 (2011)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hazel Rosenstrauch, *Juden Narren Deutsche*, persona verlag 2010.

«Ein Regal für Titel, die nirgends so ganz hineinpassen»

Soviel gleich vorweg gesagt: Dies ist ein verstörendes wie zum Nachdenken anregendes Buch, das die Leserin, den Leser in seinen Bann zieht.

Die «*unjüdische Jüdin*» Hazel Rosenstrauch widmet sich in ihrem Essayband *Juden Narren Deutsche* einer erstarrten, ja verwalteten Erinnerungskultur. Mit Eindringlichkeit schreibt sie gegen die Macht einer bleiern gewordenen, in Ritualen erschöpften Erinnerungskultur an. In ihren Texten lässt sie bekannte und geläufige Zusammenhänge neu bedenken und in Frage stellen «*im Streit um Formen der deutschen Verbewältigung*». Virtuos und selbstbewusst überschreitet sie die Grenzen des Gewohnten, wehrt sich gegen Zuschreibungen und probt das Umgehen mit Widersprüchen, «*statt Widersprüche zu umgehen*».

In *Erinnern und erinnert werden* sind es die vom Bezirksamt Schöneberg von Berlin 1993 an Laternenpfählen zum Gedenken an die vielen jüdischen BewohnerInnen des Bayerischen Viertels angebrachten Erinnerungstafeln, die in den Fokus ihrer Kritik geraten: «*Die Schilder sind nicht für die Verfolgten und auch nicht für deren Nachkommen und nicht für Meinesgleichen gedacht... diese Tafeln stärken die Apartheid in den Köpfen.*» Bei der gut gemeinten, anfänglich auch von ihr gut geheissenden Anbringung der Tafeln hatte man vermutlich nicht daran gedacht, «*dass auch <Juden> an diesen Tafeln vorübergehen.*» Damit fühlt sie sich und sicher auch manch andere, die dort leben, ständig an die Ausgrenzung ihrer Vorfahren erinnert, auf ihr Jüdisch-Sein reduziert bzw. festgeschrieben und als Individuum unter ein religiöses Etikett subsumiert.

Der Mode, Mahnmale zu errichten, Orte jüdischen Lebens zu markieren, Reisen zum Mitfühlen und Miterleben zu organisieren, begegnet sie mit Unbehagen an dieser Form des Gedenkens und bemerkt ironisch: «*(U)m weitere Entlassungen im Bewältigungsgewerbe vorzubeugen, bieten wir auch Umschulungskurse an.*» Nicht gegen die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit ist sie, wie sie in ihrem Vor-

wort schreibt, sondern gegen das Schubladendenken, da «*die Opfer-Täter-Zuordnung ... Auseinandersetzungen ... vermeidet.*»

Am Beispiel ihrer einst grossen Liebe zu einem «*schuldgefühligen Deutschen*» behandelt sie das Thema Identität: «*Anders als Konvertitinnen und Konvertiten, die mittlerweile bei Juden Identität borgen, kann ich aus dem Verein nicht austreten.*» Ihre Haltung bezeichnet sie selbst als eine der Unzugehörigkeit: «*Ich bin Jüdin, Österreicherin, Engländerin, Historikerin, Soziologin, Kulturwissenschaftlerin, Journalistin, Autorin, Mutter, Schönebergerin, Frau natürlich (!) ... Schön wäre es, ich könnte die Entscheidung darüber, wer ich bin, selbst treffen.*»

Ein erschütterndes Dokument über Flucht, Vergeltung und Verantwortungslosigkeit ist der Text *Mein neuer Grossvater*, ein Bericht ihrer Reise zu einer Gedenkveranstaltung in Zasavica/Serbien für die Opfer des Kladovo-Transports. Im November 1939 verliess ein Transport mit rund 1200 jüdischen Flüchtlingen Wien in Richtung Palästina. Nach einer schrecklichen Odyssee von eineinhalb Jahren wurden sie in Serbien von den Nazis eingeholt und zu Opfern faschistischer Vernichtungspolitik, unter ihnen war auch ihr Grossvater. Von ihm hatte sie den «*auffallend blumigen Namen*», der ihr «*jahrelang eine Last war*», der aber «*recht spät ein Medium der Erkenntnis wurde*».

Um nichts weniger als um Erkenntnis, um Vertrauen in die Aufklärung geht es Hazel Rosenstrauch in ihren Artikeln. Deswegen wendet sie sich lebhaft gegen «*gefühlte Museen, gefühlte Geschichte, erfülltes Schauern*» wie gegen «*Fühlmale*», die «*zum Parcours für Touristen*» werden.

Die Querdenkerin Hazel Rosenstrauch, die «*weder Berufsjudin noch Fachfrau für jüdische Themen*» ist, liefert keine einfachen Deutungen. Sie sucht den Dialog, weil der Dialog Bewegung ist und der Auseinandersetzung bedarf: «*Es ist alles so komplex und schwierig und noch lange nicht zu Ende.*»

Lisette Buchholz und ihrem *persona verlag* ist zu danken, dass sie diesen Essayband einer Unbequemen, der auch eine kleine Kulturgeschichte der Narren enthält, herausgegeben hat. *Christiana Puschak*



Hazel Rosenstrauch, *Juden Narren Deutsche*, persona verlag 2010. 157 Seiten, Fr. 22.90.

Kurt Marti: Heilige Vergänglichkeit. Spätsätze. Radius Verlag 2010.

Vergänglichkeit und Zuversicht

Der bald Neunzigjährige sagt, dass «heitere Resignation» das Alter erleichtere. Er selbst aber setzt auf die Bejahung unserer Vergänglichkeit: *Sie ist vom Schöpfer gewollt und deshalb: Heilige Vergänglichkeit.*

Der dünne Band, in dem jeder Satz seinen eigenen Auftritt hat, beginnt mit dem Verlust der Zwiesprache. *Was ist schlimmer: abends allein ins Bett zu kriechen oder morgens einsam zu erwachen?* – Typisch für Kurt Marti tritt der Gedanke als Frage auf, und typisch für seine Theologie schwingt der Eros mit. *In den Armen der Geliebten glaubte ich oft, dem grossen Geheimnis nahe zu sein.* Ja, wir kennen viele Themen des alten Autors seit Jahren und seit vielen Büchern. Neu sind die Sätze, die den eigenen Abbau und den Umgang der Gesellschaft mit dem Alter befragen. Marti nennt sich «Rohstoff» der boomenden Altersindustrie und macht in alter Wortspiel-Gewohnheit neue Facetten sichtbar. *Wer kein Heim mehr hat, geht in ein Heim.*

Die Notate über «Wem glauben?» fragen letztlich auch «was bleibt?». Das Rätsel Gott, die Theologie, die dem Eros nicht gewachsen ist und dem Thema Gott vielleicht auch nicht, und die «reine Lehre», die im Kern gewalttätig ist – diese Überlegungen sind Kondensate aus früheren Veröffentlichungen. Aber die Gedanken des «Greises» (für ihn ein «Ehrentitel») greifen nicht kürzer, sie verdichten nach wie vor: *Ist alle Theologie vielleicht eine Flucht vor den einfachen, aber radikalen Aussagen und Aufforderungen der Bergpredigt Jesu?*

So wie Martis Sätze abgesetzt sind, beinahe allein – meist nur zwei auf einer Buchseite –, wird Lesen zum neuen Verflechten. Langjährige Marti-Leserinnen und Leser mögen alte Fäden neu aufgreifen. Und sicher legt man lesend innerhalb des schmalen Bandes eine eigene Spur – Reiz der Überschaubarkeit. Das Kapitel «Wem glauben?» mündet in den Satz: *Ihm, Jesus, glaube ich Gott.*

Wozu beten? Damit uns nichts selbstverständlich wird. Selbstverständlich ist nur das Nichts. – Die zweite Feststellung wächst aus dem Spiel mit den Begriffen und ist – ex

negativo – doch eine Intensivierung. Auch das eine typische Form des Autors. Vor allem aber ist Beten nicht einfach Danken oder Bitten. Die inhaltlich scheinbar neutralere Bestimmung nimmt die Betenden in Verantwortung. – «Versuche zu verstehen» nannte Marti seine Textsammlung von 2005 im Untertitel; der Haupttitel bleibt Devise: «Gott im Diesseits».

Der alte Rücken schmerzt. Marti hockt auf einem Mäuerchen am Rand einer vielbefahrenen Strasse. Er sinniert über das Rasen – *Gott hat es gefallen, ein Universum voll rasender Gestirne entstehen zu lassen. Ist kosmische Raselust auch in uns selber?* – und sieht (so legt es die Abfolge der Notizen nahe) im Beet neben «Asphaltierungen und Betonierungen» einen Regenwurm. Dessen Wirken lässt eine Frage aufkommen, die wir – fünf Notate zurückschauend – komplexer und auch theologisch lesen: *Wer sagt da noch, das verstehe sich doch von selbst?*

Ob Marti hier auch als Zeitungsleser nach dem Darwin-Jahr sinniert? Entfernte Lektüren überraschend verknüpfen – das hat immer schon zu seinem Handwerk gehört. Das gilt auch für Adam Phillips. Der Psychoanalytiker und Herausgeber der englischen Gesamtausgabe der Werke von Sigmund Freud hat in einem pointierten Essay Darwins Beobachten der Regenwürmer als Verarbeiten von Verlusten interpretiert. Faszinierender aber ist, dass Phillips die Wertschätzung für die Leistung der Regenwürmer als Bejahen der Vergänglichkeit deutet.

Nochmals die Frage: Schreibt der alte Marti über seine alten Themen? Ja. Doch er, der einst verdichtete «Fragen bleiben jung, Antworten altern rasch», färbt seine Fragen neu ein und wirft noch mit Aussagesätzen Fragen auf. *Still nagt die Verzweiflung am Gemüt.* Da spricht die Redlichkeit. Und dann wird die Selbstbeobachtung konkret. *Schlimme Entdeckung: Ich kann nicht pfeifen.* Wer kann diese Notiz lesen, ohne die Lippen zu spitzen? Er, der nicht mehr pfeifen kann, denkt noch immer vom Selbst ausgehend, aber nicht selbstmitleidig, klar und verdichtend – und schenkt uns «Spätsätze» als Denkerne und Keimsätze.

Hans ten Doornkaat



Kurt Marti: Heilige Vergänglichkeit. Spätsätze. Radius Verlag 2010. 48 Seiten.

Felber, Christian, Kooperation statt Konkurrenz. 10 Schritte aus der Krise, Deuticke, Wien 2009.

Wer eine präzise Analyse der Ursachen der gegenwärtigen Krise(n) sowie persönliche und institutionelle Auswege sucht, greife zu diesem Buch. Seine grösste Stärke besteht darin, dass es nicht nur langfristige Alternativen zum kapitalistischen System und zu dem mit ihm verbundenen Menschenbild aufzeigt, sondern sehr konkrete wirtschaftliche und politische Vorschläge und auch persönliche Schritte zu deren Umsetzung anbietet. Vor allem aber zerstört er den Mythos, man könne durch die Regulierung der Finanzmärkte einfach zur klassischen «Sozialen Marktwirtschaft» zurückkehren – ein Mythos, den auch die Mehrheit der Kirchen in Europa verbreitet (vgl. die Unternehmerdenkschrift der EKD und deren Kritik in U. Duchrow u. F. Segbers (Hg.), *Frieden mit dem Kapital?*, 2008). Wenn der Kern des Kapitalismus – Gewinnorientierung der auf absolutem Privateigentum und Konkurrenz aufgebauten Wirtschaft – nicht angetastet wird, lassen sich die Finanzmärkte nicht mehr regulieren. «Wenn das Finanzvermögen die Realwirtschaft um ein Vielfaches übersteigt und die Geldvermittlung zu einem gewinnorientierten Geschäftszweig wird, ist es um die Demokratie geschehen. Wachsen sich die Banken, Vermögensverwalter, Versicherer und Börsen zu einer mächtigen Industrie aus, haben Regierungen keine Chance mehr, diese zu regulieren. Umgekehrt wird dann die gesamte Gesellschaft von der Finanzindustrie reguliert» (S. 24).

Deshalb verschlimmert die gegenwärtige Politik der Sozialisierung der Verluste der Banken die Lage, insofern die Eigentümer und ihre Manager davon ausgehen können, dass der Staat ihr spekulatives Verhalten auch bei der nächsten Krise wieder belohnen wird. Deshalb muss das gesamte Geldsystem als öffentliche Dienstleistung für die Realwirtschaft neu organisiert werden. Dabei lässt sich an die Vorschläge von Keynes in Bretton Woods 1944 anknüpfen: Weltzentralbank, unabhängiges Zentralbankgeld mit regulierten Währungskursen usw. Darüber hinaus geht es um die Abschaffung des Privilegs privater Banken, durch Kredite Geld schöpfen zu können, demokratische

(statt private oder staatliche) Banken nach dem Modell etwa der Genossenschaftsbanken und Sparkassen, Verbot aller Finanzinstrumente, die nicht der realen Wirtschaft, sondern der Spekulation und der Steuerhinterziehung dienen, Kapitalverkehrskontrollen usw.

In seinem früheren Buch «Neue Werte für die Wirtschaft» (2008) hatte er bereits Vorschläge für die Neugestaltung des Unternehmensrechts vorgelegt – Gemeinwohlorientierung wird hier gesetzlich belohnt, nicht maximaler Gewinn. Durch solche und andere Massnahmen wird auch das Problem des ökologisch verheerenden Wachstumszwangs gelöst, da es die Geldvermögensvermehrung ist, die ihn erzeugt. Eine Wirtschaft, die den realen Bedürfnissen der Menschen unter Berücksichtigung der natürlichen Reproduktion dient, muss nicht wachsen – und wenn, dann nur qualitativ.

Da die repräsentative Demokratie von den Kapitaleigentümern gekapert wurde, muss sie durch direkte und partizipative Demokratie ergänzt werden (S. 121). Das wieder fordert zentral zur Stärkung der sozialen Bewegungen auf. Die 10 Schritte aus der Krise, die Felber anbietet, leiten deshalb von den Möglichkeiten individuellen Handelns für eine lebensdienliche Ökonomie zur Selbstorganisation in Gruppen, Netzwerken und sozialen Bewegungen über. Mit ihnen lässt sich dann von unten der Druck auf die politischen Institutionen aufbauen, rechtliche Rahmen zu schaffen, die eine dem Gemeinwohl verpflichtete Wirtschaft möglich machen. Das ist der dritte Weg jenseits des Privatkapitalismus und des zentralistischen Staatssozialismus. Eines der Beispiele, die zeigen, dass dies möglich ist, ist der Erfolg der sozialen Bewegungen in Uruguay, eine neue Regierung ans Ruder zu bringen, die als ersten Akt in die Verfassung schreiben liess: Wasser darf niemals privatisiert werden.

Eine weitere Stärke des Buches sehe ich darin, dass eigentlich alle, die sich trotz der Gehirnwäsche in unseren kapitalistischen Gesellschaften etwas gesunden Menschenverstand bewahrt haben, der Argumentation des Buches folgen müssten. Denn es ist ohne grossen wissenschaftlichen Ballast frisch und überzeugend geschrieben – sowohl, was die Dekonstruktion der kapitalistischen Mythen, wie auch, was die Darstel-



lung der Alternativen betrifft. Viele Beispiele aus der täglichen Erfahrung machen die Argumentation plausibel. Das Buch lässt keine Ausreden mehr zu. Jede/r kann wissen und tun.

Ulrich Duchrow

Felber, Christian, *Gemeinwohl-Ökonomie: Das Wirtschaftsmodell der Zukunft*, Deuticke, Wien 2010.

Ging es in Felbers Buch «Neue Werte für die Wirtschaft» (2008) um die Grundlagen eines «Dritten Weges» jenseits von Kapitalismus und Zentralismus, danach in «Kooperation statt Konkurrenz» (2009) wesentlich um Alternativen zum Geld- und Finanzsystem, so ist das neue Buch, wie der Untertitel sagt, ein ausgeführtes Modell für die Gesamtstruktur einer alternativen Wirtschaft mit allem, was dazugehört. Das Faszinierende daran ist, dass dieses Modell nicht abstrakt vorgestellt wird, sondern mit Hilfe von Beispielen, die schon funktionieren. Besonders beeindruckend ist die Liste von 68 Unternehmen, die als ErstunterzeichnerInnen (aus Österreich und Deutschland) das Modell der Gemeinwohl-Ökonomie unterstützen. Natürlich wird aber auch auf Beispiele wie Mondragon hingewiesen, die schon über sechzig Jahre ein leuchtendes Beispiel des kooperativen Wirtschaftens geben.

Welche Rahmenbedingungen entwickelt Felber für die neue Ökonomie?

1. Zunächst gibt er einen Überblick über die Kernelemente: Ausgangspunkt ist ein neuer Anreizrahmen durch eine Kultur, die auch in der Wirtschaft Werte durchsetzt, die wir in zwischenmenschlichen Beziehungen schätzen.

Den Unternehmen wird ein neues Erfolgsziel gesetzt: Gemeinwohl. Dies soll durch einen basisdemokratischen Wirtschaftskonvent definiert werden.

Die Messung erfolgt nicht mehr mit dem monetären BSP, sondern durch die Kopplung sozialer, ökologischer, demokratischer und solidarischer Indikatoren an den wirtschaftlichen Erfolg.

Jedes Unternehmen kann so eine Gemeinwohlbilanz vorlegen. Rund dreissig Unternehmen experimentieren schon damit, definieren aber die Gemeinwohlbilanz noch nicht, sondern nur eine Gemeinwohl-

Matrix (S. 32f.), da ja erst der demokratische Prozess abgewartet werden muss.

Gemeinwohlstreben der Unternehmen wird von der Regierung rechtlich und steuerlich belohnt, aber auch von den Konsumierenden, da alle Produkte in Farben die Gemeinwohlbilanz der Produkte zeigen.

Gewinn wird vom Zweck wieder zum Mittel.

Es gibt erlaubte und unerlaubte Verwendungen von Überschüssen usw. Durch diese und andere Rahmenbedingungen wird die Gier nicht mehr systemisch belohnt wie im Kapitalismus, sondern soziales, ökologisches und demokratisches Wirtschaften.

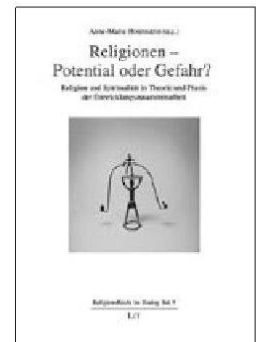
2. In weiteren Kapiteln werden die Grundsäulen des Wirtschaftens diskutiert und Vorschläge unterbreitet: Über die demokratische Bank wird das Geldsystem dem Gemeinwohl untergeordnet. Mit verschiedenen Mitteln wird das Eigentum gemeinwohlpflichtig gemacht. Die Demokratie wird durch eine Mischung aus repräsentativer, direkter und partizipativer Demokratie weiterentwickelt. Viele Beispiele werden erzählt und schliesslich Vorschläge für Umsetzung und Strategie unterbreitet.

Margret Thatcher wäre vermutlich nach der Lektüre dieses Buches verwirrt. Denn siehe da: Es gibt Alternativen.

Anne-Marie Holenstein (u.a.), *Religionen – Potential oder Gefahr? Religion und Spiritualität in Theorie und Praxis der Entwicklungszusammenarbeit. Religions-Recht im Dialog Bd 9*. LIT Verlag, Wien & Bern 2010. 205 Seiten.

Das vorliegende Buch setzt sich mit der Ambivalenz von Religionen im Zusammenhang mit der Entwicklungszusammenarbeit auseinander. Die Untersuchung ist geleitet von der Feststellung, dass Religionen «vitale politische und kulturelle Gestaltungskräfte» sind und trotzdem in Theorie und Praxis der Entwicklungszusammenarbeit lange vernachlässigt wurden. Die Publikation geht den Ursachen nach und schildert die Prozesse, die dazu führten, dass das Thema nun auf der internationalen Agenda steht.

Anne-Marie Holenstein, in entwicklungs-politischen Kreisen als langjährige Sekretärin der *Erklärung von Bern* und später als



Leiterin des *Fastenopfers* bestens bekannt, setzt den Anfangspunkt der Entwicklungshilfe (EH), später Entwicklungszusammenarbeit (EZA) mit der Rede von Präsident Truman 1949 an. Nach dem 2. Weltkrieg hat er in der historischen Rede in «Point Four» die Entwicklungspolitik begründet. Es war geistig der Übergang von der Mission zur Entwicklungshilfe, für viele die Transformation vom Sakralen zum Säkularen. Im Westen wurde dieser historische Übergang zum Teil bis heute nicht wahrgenommen oder missverstanden oder, wenn festgehalten, dann bloss einseitig als westliche, politische Erklärung betrachtet.

Natürlich war die Erklärung von Truman wichtig, doch nicht zu vergessen ist der globale Hintergrund; mit Ende des 2. Weltkriegs setzt auch die Periode der Entkolonisierung ein. Holenstein greift in dieser Sache meiner Ansicht nach historisch zu wenig weit aus. Sie vermittelt sehr viel Wissen, jedoch zu wenig über den dramatischen Übergang weltweit betrachtet in den fünfziger und sechziger Jahren. Etwa mit Bandung 1955, wo die afroasiatischen Länder und Ex-Kolonien sich als non-aligned countries, als Blockfreie, zu einem eigenen Block formierten. Mit der Unabhängigkeit oder der Befreiung rund um 1960 ging etwas zuende, das vorher sich verdeckt als Missionierung und Religion ausgab. Mit dieser Zeit tritt auch die UNO als neue Kraft auf das Weltpodest.

Ich vermisse die Einarbeitung der wichtigen Vorgänge innerhalb der protestantischen und der katholischen Kirche, die langzeitige Ton-Gebung durch den Ökumenischen Weltkirchenrat ÖRK mit den wichtigen Vollversammlungen von Amsterdam 1948, Evanston 1954, Neu Delhi 1961 und Uppsala 1968 mit dem Motto: Siehe, ich mache alles neu, oder katholischerseits mit dem 2. Vatikanischen Konzil unter Papst Johannes XXIII. Die Sechziger-Jahre stellten ein lebendiges Erwachen der beiden Kirchen dar. Der Schwung verebbte rasch. Warum? Kann das sogar eine Warnung für den neuen Aufschwung heute sein?

Mission und somit Religion waren aufgrund des Kolonialismus fragwürdig geworden. Es war daher auch die Stunde der westlichen Aufklärer und Linken, Atheisten und Kommunisten, die in Bausch und Bogen auf diesem etwas verwirrenden Hintergrund jegliche Religion verwarfen. Zu Beginn der

EZA wollten die Engagierten die Kirchen – und weitgehend auch Religion – draussen haben, und so unterschied man zwischen Mission und Entwicklung. Nun, seit etwa 2000, kommt Religion zurück, oftmals verworren und auch versteckt zwischen Spiritualität und Esoterik, Magie und sogar Hokuspokus.

Es hätte mehr über die Hilflosigkeit des gesamten Westens gegenüber dem Islam einfließen können, denn das ganze Problem ist nur in dieser weiten und breiten Kontextualisierung fassbar – sowohl der Zurückhaltung als auch des Aufbruchs. Wie dann die Fallstudien (95–180) aus der Karibik, Lateinamerika, Nordafrika, Afghanistan und Jugoslawien zeigen, geht manches primär auf traditionelle Werte, die zum Teil von der Religion aufgenommen, weitergeführt und noch heute prägend sind, zurück. Man hätte daher wohl mehr mit der anfänglich erwähnten Multi-Religiosität arbeiten sollen. Wie Entwicklung niemals eindimensional (126) abläuft, so erst recht Religion; etwas sturer bleiben höchstens die Kirchen. Nicht nur religion matters (90), sondern ineinander verschränkt und gleichzeitig ist vieles von Belang.

Man spürt natürlich den schulischen (zu wissenschaftlichen) Hintergrund der Studie, wo fleissig möglichst viele AutorInnen zitiert und kommentiert werden (der traditionelle Autoritätsbeweis). Der Praktiker vermisst bis zum Teil mit Fallbeispielen (ab S. 95) Konkretes und Aktuelles aus dem EZA-Bereich. Es fehlt an Anschaulichkeit. Es geht um den theoretischen Vorgang der Rückkehr der Religion in die EZA. Der Arbeit fehlt es an historischer Kontextualisierung; zudem ist sie viel zu eurozentrisch – damit war zu rechnen, wenn man sich so stark auf den schweizerischen Vorgang beschränkt. Es wird zu wenig klar zwischen Religion, Kirchen, Konfessionen, «Sekten» und Spiritualität unterschieden. Kultur und Religion sind Geschwister.

Zentral ist und bleibt die Ambivalenz. Alles kann sich ins Gegenteil kehren; gut bleibt nicht immer gut; nichts bleibt ewig böse. Religion ist genauso ambivalent wie Entwicklung. Auch Berührungsgängste müssten vermehrt überwunden werden; so war es zwar erstaunlich, aber dennoch wegberreitend, dass die Weltbank (69) der Religion Beachtung schenkte.

Das Buch gibt viele Anregungen. Es gilt nun, weiter und breiter nachzudenken, um überall, global und dennoch immer anders zu konkretisieren, sich mit dauernden Widersprüchen zu befassen, nicht nach Verallgemeinerungen, sondern lokalen Anpassungen zu suchen. Ob man sich verbrennt oder nicht, wir haben vermehrt ethisch (nicht moralisch) denken zu lernen. Anne-Marie Holenstein und ihr Forschungsteam können ein Vorbild für ein Vorgehen sein.

Al Imfeld

René Holenstein, *Wer langsam geht, kommt weit. Ein halbes Jahrhundert Schweizer Entwicklungshilfe.* Chronos Verlag, Zürich 2010. 293 S. Fr. 38.–

Das Buch will einen Überblick über die letzten fünfzig Jahre der offiziellen schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit (DEZA), früher DftZ genannt, präsentieren. Gleich zu Beginn sei positiv vermerkt, dass alle wichtigen Gestalten kurz mit einem eigenen Beitrag zu Wort kommen. Ein paar Beispiele: Rolf Wilhelm orientiert über die Pionierzeit (1950er/1960er Jahre); Ruth Dreifuss wehrt sich gegen ein «Auseinanderdriften der Kontinente»; Jacques Forster betont «Entwicklungspolitik ist Weltpolitik»; Immita Cornaz will dennoch, dass die Menschen im Mittelpunkt stehen; Jean-François Giovannini will auf keinen Fall eine «Pflasterlipolitik»; und dennoch – der einstige Chef Marcel Heimo – muss der Schweiz den Ärmsten helfen. Serge Chappatte differenziert und meint die Basis. Der vor kurzem abgetretene Chef Walter Fust wehrt sich dagegen, dass Hilfe «instrumentalisiert» wird.

Diese überzeugenden Dokumente werden eingebettet in die Texte des Autors. An ihm wäre es gewesen, überzeugend zu zeigen, dass diese DEZA – auch wenn stark in Händen der SP – ein Abbild der Schweiz und der politischen Geschichte ist. So gehören zur DftZ mehr als die alten Helden, sondern auch das Umfeld der 3. Welt-Gruppen angeführt von Ruedi Strahm oder die Erklärung von Bern, besonders unter Anne-Marie Holenstein, weiter die privaten Hilfswerke, die eine Arbeitsgemeinschaft gründeten, zunächst kein Geld vom Bund wollten, heute jedoch eng mit DEZA zusammenarbeiten.

Also entstanden stets neue Umfelder, somit stimmt der Untertitel nicht. Die Geschichte der heutigen DEZA war nicht geradlinig. Vieles, was nun als «langsam» mystifiziert wird, war auch harzig und durch die parlamentarische Politik dauernd auf Umwege gezwungen. Der Kalte Krieg wird zwar erwähnt, doch im Verhältnis der langen Dauer wird diesem Zeitgeist zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Dass diese Zusammenarbeit eine Suche nach einem neuen Verhältnis im Prozess der Entkolonisierung war, geht verloren. Letztlich doch etwas bünzlig.

Das Buch betrachtet also die DEZA etwas zu isoliert und kann sie daher zu einem Denkmal machen. Schlecht war sie dennoch nicht, aber zickzackig, zu sehr immer wieder neuen Schlagworten (gender, good governance, etc.) ausgeliefert und wegen des Parlaments im Rücken immer wieder sich «unpolitisch» gebend, obwohl man sich in den heissesten Minengeländen (Rwanda, Madagaskar, Ausklammerung der Apartheid) bewegte. Nein, weil sie trotz all den Schwächen nicht schlecht war, sollte ruhig und mutig auf diese «Neutralität» und schweizerischer Scheineiligkeit eingegangen werden.

Al Imfeld

Schluss von Seite 96

genügt. Er versorgt Millionen von Biografien mit einer Erfahrung, zu der es sich endlich lohnt, die Treue zu halten und die deshalb emanzipatorisch wirkt, auch über die realen Verhältnisse hinaus, in eine fernere Zukunft. Die Mächtigen sind gewohnt, ihre Siege an den zählbaren Erträgen zu messen. Die Siege der Unterdrückten aber sind nicht von solcher Art. Sie messen sich nicht an Resultaten, sondern an den Momenten, wo man sich wirklich und wahrhaftig frei gefühlt hat. So gesehen sind Proteste wie zuletzt in Stuttgart, denen die postdemokratische Mélange zwischen Repression, Entgegenkommen und ergebnisarmem Vermittlungsverfahren, sowohl ein Befreiungsergebnis, als auch die Wut und Trauer eines real erlebten Scheiterns versagt hatte, für die schleichende politische Resignation der Leute von grosser Tragweite. Solches in Europa und Afrika gesehen und verglichen zu haben, wäre die Aufgabe einer linken Geschichtsschreibung des beginnenden 21. Jahrhunderts.

Rolf Bossart

